



Abend =

Zeitung.

251.

Donnerstag, am 20. October 1842.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: K. G. Th. Winkler (Th. Gem.).

Lauterbrunnenthal und Staubbach — In-
terlacken, das Paradies Helvetien's —
Thunersee — Thun und sein Gottesacker
— das Randerthal — der Gemmi —
Prachtpanorama der gemminischen Alpen-
welt — Rückblick auf das Berner-
Oberland. —

(Fortsetzung.)

Die Sage leitet ihren Namen von den Hunnen Attila's her, bei deren Einbruch sich das Landvolk auf diese Felsenwand gerettet und mit Felsstücken, Baumstämmen und Erdaufwürfen verschanzt haben soll — wie überhaupt nach des schweizerischen Topographen Stapfer Bemerkung hierlandes der gemeine Mann alle Verwüstungen dem Attila, alle Verschanzungen und Thürme dem Julius Cäsar, alle kirchlichen Anstalten Carl dem Großen zuschreibt. Eine Strecke weiter, bewundern wir die wechselnden Schichten der Bergwände, noch mehr aber bei günstigem Wetter den erhabenen Anblick der Jungfrau, die bei den Häusern der Steinhalde, wo ein schmaler Steg über die Rutschine führt, unvergleichlich schön hervortritt. Wundervoll ist hier insbesondere, obgleich von einem beschränkten Standpunkte aus, das Hochgemälde der wieder auf Berge gethürmten Berge, deren höchste mit dem Himmel zu verwachsen scheinen. Hier wird in der That das poetische Bild des auf den Pelion gethürmten Ossa zur lebendigen Anschauung. Immer schöner, bebauter und freundlicher eröffnet sich vor uns das Thal und nach einer

Krümmung liegt plötzlich der Hauptort vor uns. Kirche, Pfarrhof und die freundliche Herberge treten als die ansehnlichen Gebäude heroor, vor Allem fesselt jedoch der von einer himmelhohen Felswand im Hintergrunde herabstäubende Silberbogen des Staubbachs, hinter welchem immer höher hinanstrebende Riesenberge das Thal abzuschließen scheinen, unserem Blicke. — Der Staubbach ist so häufig, und mitunter so gelungen beschrieben, und zwar poetisch von Haller und Baggesen, prosaisch von Meiners, Stapfer, Wyttenbach, Wuß und A., daß eine neue gelungene Schilderung desselben eben so schwierig als überflüssig und undankbar wäre. Eine große Ähnlichkeit hat er unstreitig mit dem Schleierfalle bei Gastein, welcher ihm jedoch an Großartigkeit des Sturzes selbst und der Umgebung bedeutend nachsteht. Wie manche stille große Geister macht der Staubbach übrigens selbst in seiner nächsten Umgebung so wenig Lärm und Auffehen, daß ganz nahe bei dem Becken, das er seit Jahrtausenden sich ausgewaschen, gepflanzt, gesät und geerntet wird, ohne daß der phlegmatische Landmann sich um das europäische Weltwunder dicht vor seinem Auge und Ohr, viel kümmern mag. Gerade dieses stille sanfte Wesen, das ihm bei mancher lärmliebenden Seele nicht wenig schaden mag — wie ihn denn auch der sonst so geistreiche und schön sinnige Meiners in seinen trefflichen Schweizerbriefen etwas ungerrecht beurtheilte — giebt ihm aber seine lebenswürdigste Eigenthümlichkeit; er erscheint in seiner geräuschlosen Großartigkeit so ätherisch leicht hingehaucht, daß man

ihn den „Geist eines Wasserfalls“ nennen möchte. Am wunderherrlichsten soll er sich im Verklärungsglänze einer Mondnacht ausnehmen, wohl gleichsam ein stillfriedlicher Elfe, der vollendetste Gegensatz zu jenem wüthenden Dämon, als welcher er im Wetterstrudel und Schneewassersturze hervortritt. Haben wir ja doch auch schon manchen stillen und sanften Menschen durch unerhörte Anstrengung zu einem Wütherich umgestaltet gesehen. Engel und Teufel schlummern ja in Jedem, glücklich wenn dieser im bewußtlosen Mitternachtschlaf liegt, Jener aber durch lichte Morgentraume dem Erwachen zulächelt! Ueber den großen Wasserfall stürzt, dem Beschauenden im Thale jedoch nicht sichtbar, noch ein zweiter, welcher sehenswerth, aber schwer erreichbar seyn soll. Vom Dorfe Murren aus, das hoch über dem Staubbache liegt und bereits eine prachtvolle Aussicht darbietet, kann man das 9200 Fuß hohe Schilthorn bestiegen und von dieser höchsten Spitze der nördlichen Bergreihe ein überaus erhabenes Panorama der Alpen- und Gletscherwelt ringsumher überblicken. Leider war es mir nicht beschieden, die weiteren Herrlichkeiten dieses noch bei 3 Stunden weit bis an die ewigen Eiswände hingestreckten Thales kennen zu lernen. Hierzu gehören besonders die von beiden Seiten der Thalwände herabrieselnden und donnernden zahlreichen Wasserfälle, welche mitunter ganz mit Unrecht durch die größere Berühmtheit des Staubbachs in Schatten gestellt sind. Der gewaltigste von Allen ist der Schmadrifall, welcher, dem Staubbache nur an Höhe nachstehend, seinen mit Unrecht berühmteren Rivalen an Fülle, schlagender Gewalt, majestätischer Gestaltung und imposanter Umgebung bei weitem übertreffen soll. Er stürzt im Innersten des Thales über eine breit und prächtig gewölbte Felswand in neun größeren und kleineren Wassergarben, deren mittlere und größte an Fülle dem Reichenbachfalle gleich kommt und in mehreren wildgruppirtten Absätzen in's Thal hinab. Die so nahe gerückten ewigen Schneeberge ersten Ranges, der Contrast derselben mit den dunkeln Nadelwäldern der tieferen Regionen, die majestätische Fülle und Gestaltung des Wasserfalles selbst, Alles zusammen soll den Schmadrifall zu einem der merkwürdigsten und sehenswerthesten in Europa erheben. — Bouterweck vergleicht in seinen Schweizerbriefen — wohl mehr im Ueberwige, als in naiv gefühlvoller Naturanschauung — den Reichenbach mit der Dithyrambe, den Staubbach mit dem Feenmärchen. Wyß fügt noch die Vergleichung des Gießbachs mit dem Epos, des Homers Karsturzes mit der Hymne, des Schmadrifalls mit dem Drama bei, mit der — allerdings wohl mehr

geistreichen als eigentlich treffenden Bemerkung, die Wasserfälle hätten ihren Charakter wie die Menschen und vom Ernsten, Hochtragischen an, bis selbst zum Komischen und Drolligen, sehe man fast jeden Ausdruck des ästhetisch Gefälligen an diesen Spielwerken der Natur. Ich fühle, je mehr ich im Niederschreiben meiner Reiseerinnerungen vorrücke, immer mehr die Schwierigkeit etner so weit verketteten Folge von Naturbildern die fortwährende nöthige Frische und Abwechslung zu verleihen. Wie sehr sind doch jene soliden Reisebeschreiber im Vortheile, welche ihren Gästen zu den nahrhaften Hauptgerichten politischer, industrieller, statistischer, archäologischer und ähnlicher Betrachtungen nur so nebenbei die Confitüren zierlicher Naturbeschreibungen aufstischen, wie etwa seltene Leckerbissen nach Schildkröten- oder Krebsensuppe, Roßbeef und Plumpudding. Aber einsam hingestellt, oder — was selten besser, öfters sogar schlimmer, mit gleichgültigen Reisegefährten von heute auf morgen, philosophirt, politisirt und moralisirt sich's schlecht genug, sind wir ja doch übrigens auch nicht sicher, ob nicht ein falscher Vertrauter uns am Ende als einen Patron von verdächtigen Gesinnungen irgendwo anschwärzt und — wär's ein Buchmacher — uns sogar auf den Pranger der Deffentlichkeit hinstellt — nein; lieber werfen wir uns der überschwenglichsten Naturbeschaulichkeit rücksichtslos in die Arme. — Aber zwei Reisen durch die Welt und insbesondere durch die Alpen schweben mir doch als höchste Ideale des Reisegenusses vor, die eine mit einer lieben, gesunden, für Beschwerden aller Art gestählten Familie, die andere mit ein paar geist- und gemüthsverwandten Freunden, wären's leibliche Brüder, desto besser. Auf der ersten Reise würde unvermeidlich viel genossen, aber wohl nicht gar viel des Niederschreibens Würdiges gedacht und gesprochen, bei der zweiten aber gingen die inneren Erlebnisse mit den äußeren harmonisch Hand in Hand. — Beide, Welt und Gemüth, gestalten sich im Resultate der Erlebnisse zu einem schönen gerundeten Panorama und bald darauf folgte — die rechte Reisebeschreibung. Wie herrlich harmonisch könnten aber dann auch die Betrachtungen mit den Naturbildern Hand in Hand wandeln! In den engen Karthälern bei den Wasserscheiden, geben wir uns ernstlichen Naturanschauungen und Reflexionen über den ersten Naturzustand der Völker hin, ehe sie sich gleich den Gewässern der Höhen in die einst öden Tiefthäler herab ergossen. Unten aber, in den breiten Thalgländen an den Seen, wo reges Leben und mannigfache Berührung die Bewohner vereint, gedächten wir der späteren Zeiten vorgeschrittener Cultur, der gegen sie beutelustig

aufgestandenen Zwingherrschafft und der gegen die Bedränger rüstig erhobenen Arme und Sinne. So ließen sich denn die inneren Stoffe in reizende Wechselverhältnisse zu den äußeren, mit Grazie in infinitum fortspinnen. Unterdessen hat sich aber — auf der Straße von Zwöltschinen nach Interlaken — die Schlucht allmählich zur Thalfläche, zu dem gottgesegneten Bodelslein zwischen dem Brienz- und Thunersee erweitert. Die Riesengebirge blicken aus fernem Hintergrunde um so majestätischer herüber; reichbebaute Gründe, mit den mannigfachen Kulturwerken, verkünden ein vollendet schönes Gartenland; immer dichter an einander erheben sich auf ihnen in blühenden Ortschaften geschmackvolle ländliche Gebäude im Schatten majestätischer Walnussbäume. Von einem nahen Hügel schauen die ehrwürdigen Ruinen des alten Schlosses Unspunnen herab. Nach und nach folgen die zierlichsten Villen, häufig die Wohnsitze sogenannter Pensionen, wo einzelne Leute und ganze Familien gegen mäßige Bezahlung Kost, Wohnung und Bedienung für eine ganze Saison finden. Wir steigen in einem der elegantesten ab, dem neuen Hôtel zu Interlaken, und können uns kaum einzutreten entschließen, so sehr blendet und fesselt uns die Herrlichkeit der lieblichsten idealischsten Landschaft in der lieblichen idealischen Schweiz.

„Auch ich war in Arcadien!“ so darf ohne Uebertreibung ausrufen, wer immer diese paradiesischen Gefilde zum ersten Male — und, gebe es Gott, nicht zum letzten Male betreten durfte, denn schönere und liebreizendere werden ihn wohl, wohin er immer weiter pilgere, nirgends umfassen. Harmonisch-beseligend wirken hier mit unaussprechlichem Zauber, Natur und Menschheit auf uns ein und in uns wird hier die schöne Ueberzeugung lebendig, daß kleine Stückchen des verlorenen Eden doch noch hier und da zerstreut auf Erden zurückgeblieben sind. Ja wohl ist hier ein Paradies, und zwar ein so vollkommenes, als es auf unserer unvollkommenen Erde nur immer möglich ist! — Nirgends anderswo ist mir der Vorzug der unvergleichlichen Schweiz vor allen anderen Alpenländern so schlagend, wie im Interlakener Bodelslein, entgegengetreten. Hier

ist wahrhaft griechisch-idealische Hoheit der Natur, hier, wo einerseits das Erhabenste uns im Jungfrauenhorn verkörpert gegenüberstehend, noch im ruhig-verklärten Bilde reiner Schönheit erscheint, andererseits eine großartig-sanfte Plastik in allen Naturformen und Farben vorherrscht, deren überwältigender Zauber selbst das zerrüttetste Gemüth für Harmonie empfänglicher stimmen müßte. Worin dieser ganz eigenthümliche Zauber liegt? — In diesen reichen Fluren, diesen Walnussbaumgruppen, den schönsten in der ganzen Schweiz, diesen idealischen Landhäusern, denen man es auf den ersten Anblick ansieht, daß sie nur zu kalobotischen Zwecken entstanden — diesen schöngeformten und vegetationsüppigen Vorgebirgen und Mittelhöhen, diesen ungeheuern Hochgebirgen, die jedoch fern genug stehen, um den Riesen der Erhabenheit nicht zum erdrücken uns an den Leib rücken zu lassen — oder endlich in allen diesen Eigenschaften zusammen und in der gänzlichen Abwesenheit alles Düsternen, Gemeinen, Alltäglichen oder irgendwo Störenden? Dieß zu entscheiden überlasse ich dem geneigten Leser, wenn er, wie ich, an einem wunderschönen Augustmorgen aus dem elegantesten aller Hôtels heraustritt und sich von einer Naturherrlichkeit umglänzt sieht, die aller Beschreibung spottet. O wer da in einer dieser schönen Villen und Pensionen einziehen und so mit einer lieben Familie ein paar Göttermomente verleben könnte! was wäre dieß für ein wahres Leben der Setzigen, so selig, wie es nur immer Fichte in seiner Anweisung zum seligen Leben zu schildern vermochte! — Solcher Wunsch entdrängte sich hier meiner Brust, die auch im Paradiese nicht allein haufen und schmelzen, sondern es theilen möchte mit den Geliebten. Wie viele Tausende sind aber in der Lage, dieß zu thun und haben es bisher verabsäumt!

(Fortsetzung folgt.)

G n o m e .

Bist Du Vater, so sey ein liebliches Bild Deinen Kindern
 Dess', den kein Auge geseh'n, jedwedes Herz aber fühlt.
 R. Köhler.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin.

(Fortsetzung.)

Daß ich dieß Theater nicht besucht habe, wäre ein Vergehén, wenn ich nicht gewiß wäre, daß es Gottes

Wille gewesen: ich sollte nicht hin. Nachdem ich mir wohl zehnmal vorgenommen hatte, hinauszufahren, aber immer abgehalten worden war, gelang es mir endlich, aller Hindernisse Herr zu werden. Ich kaufte auf dem Bahnhofe die Billets, unterhielt mich dann einige Augenblicke mit einem der Stetglizer Acteurs, der an demselben

Abend noch mitspielen sollte, und hörte, wie ich so behaglich plauderte, plötzlich die Maschine stöhnen und fortsaufen. Der unglückliche Aeteur rannte, als ob ihm der Kopf brennte, davon und zu Fuß nach Steglitz; ich aber wendete meine Schritte und ging nach Hause, indem ich mir sagte: „Mit des Geschickes Mächten, darf man nicht kämpfen noch rechten.“ So ist die Steglitzer Saison ohne mich zu Ende gegangen, wobei ich am meisten verloren habe, nämlich mein Geld für Fahr- und Entrée-Billets, während die Steglitzer Kasse nicht einmal mein Entrée-Geld eingebüßt hat.

Desto fleißiger habe ich das königliche Theater besucht, an das mich das wärmste Interesse knüpft. Jetzt mehr als je, darf ich sagen, denn Alles läßt hoffen, daß dieses herrliche Institut einer neuen glänzenden Aera entgegengehe. Ich gehöre nicht zu denjenigen, welche sich anstellen zu glauben, als wäre das königliche Theater in einem Zustande des Verfalls gewesen. In einem solchen war es nie, noch ist es jemals lässig verwaltet oder geleitet worden. Aber es giebt kein Leben, das nicht Phasen von auf- und abwärts hätte; es giebt keinen Lauf der Dinge, der nicht Ausweichungen und Abirrungen durchmache; es giebt endlich kein Wirken, in dem nicht Anstrengung und Abspannung wechselten. Das königliche Theater ist in eine neue Periode der Anspannung getreten. Es sind ausgezeichnete neue Kräfte dafür gewonnen, aber es sind nicht diese in ihrer Vereinzelnung, auf die ich zähle, sondern die sie in ihrer Gesammtheit belebende Kraft, der Impuls eines neuen Lebens, eine moralische Wiedergeburt, eine regenerirte Jugend mit all' ihrem freudigen Lebensmuth und üppigen Productionslust und Produktionskraft. Daher ist das, was wir bis jetzt davon gesehen haben, nur das Ringen nach dem neuen Leben, nicht das neue Leben selbst. Aber das Ringen ist das Evangelion einer schönen Auferstehung, und das ist's, was mich froh macht. Herr v. Rüstner, der neue Intendant, sieht bekanntlich in seinem Amte auch seinen Lebensberuf; reiche Erfahrungen, kräftiger Wille und die Bürgschaft schon erlangter großer Erfolge setzen seine Würdigkeit außer Zweifel; ausgezeichnete Capacitäten sind ihm beigeordnet; reiche Mittel stehen ihm zu Gebote; wer sollte da nicht von freudiger Erwartung belebt seyn!

Eigenthümlich ist es, daß Herr v. Rüstner bei seinem Amtsantritt die Bühne in einem Zustande momentaner Verarmung antraf, welche die Aufrechthaltung des Repertoires fast zu einem Kunststück machte. Abgesehen von dem Ausscheiden der Schwestern Stich, waren sämtliche Mitglieder der Bühne bis auf 17, glaube ich, theils beurlaubt, theils krank. Alle Heroen und Heroinnen fehlten. Dieß war offenbar die Ursache der fast ununterbrochenen Gastspiele, und zugleich die Ursache, daß einzelne Gäste den Tempel Thaliens betraten, die die Priesterweihe offenbar noch nicht empfangen hatten, wozu namentlich die Herren Andree und Fenske gehören. Alle übrigen Gäste, wie die Damen Denker, Anschütz, Bröge und die jetzt gastirende Fräulein Clara Stich, sodann der treffliche Münchener Bassist Krause, waren jedenfalls würdige, oft sehr erfreuliche Erscheinungen auf der Bühne. Auch die Sängerin Fräulein Halbreiter hat, ist sie auch kein Stern erster Größe, doch durch ihre Leistung das Niveau billiger Ansprüche erreicht. Die durch den Abgang der Schwestern Stich entstandene Lücke scheint die Veranlassung zum Engagement der Fräulein Stephani geworden zu seyn, jener jungen Anfängerin, welcher sehr competente Richter ein, wiewohl noch unentwickeltes, großes Talent zuschreiben. Mir ist deshalb die Härte, mit der ich mich über sie und ihr Engagement

ausgesprochen habe, zum Vorwurf gemacht worden. Ich habe mich vielleicht in den Worten vergriffen; es auch in der Sache gethan zu haben, kann ich nicht zugeben. Ich meine, verstehen Sie mich recht, ich kann trotz der mir entgegenstehenden wichtigen Autoritäten meiner Ueberzeugung nicht Gewalt anthun, ich kann die Ulle. Stephani für keine gute Schauspielerin halten, ich kann keine große Hoffnung für die Zukunft von ihr hegen, wenn ich gleich zugeben muß, daß sie in der letzten Zeit weniger unanstellig war; ich kann es nur tief bedauern, wenn ein Kritiker, wie es neulich geschehen, drucken läßt: er sehe die Ulle. Stephani in der Rolle der Mariane in Goethe's „Geschwistern“ lieber, als eine geübte Schauspielerin, — ein Kritiker, der übrigens auch von der jetzt bei der Königsstadt engagirten Fräulein Bertha Unzelmann prophezeit, ihr stehe eine große Zukunft bevor, einem jungen Mädchen, das weder mit physischen Mitteln ausgestattet ist, noch bis jetzt die geringste Probe von Talent gegeben hat. Wehe der Kritik in parfümirten Glacéhandschuhen! Löblich ist es immerhin, auch im Tadel den Anstand zu beobachten; Pflicht ist es, ihn ohne Gehässigkeit, ohne Persönlichkeit, so viel es geht, und wo möglich ohne Härte auszusprechen; gut mag es oft seyn, den Tadel durch Lob zu mildern, um nicht zu tief zu verwunden, um nicht zu entmuthigen; — aber löblich, Pflicht und gut ist es auch, da, wo es seyn muß und am Orte ist, mit der Sprache herauszurücken und unverholen und unzweideutig zu sagen, was gesagt werden soll. Die Kritik ist kein Kammerherr, der hinter'm Stuhle steht, um zu flattiren, kein Bedienter, der bloß aufpaßt, um aufzuwarten. Die Kritik ist ein Richter in Robe und Perücke, ernst, würdig und wahr, — oder sie ist bestochen, dumm und unnütz. Der Kritiker scheidet den Menschen von dem Künstler; aber der Künstler scheidet auch den Menschen von dem Kritiker. Ich kann eine schlechte Schauspielerin heirathen, wenn sie ein schönes, gutes Mädchen ist; darum brauche ich sie aber noch nicht als Schauspielerin zu schätzen. Noch weniger aber kann es einem Kritiker in den Sinn kommen, den Tadel, den er über einen Schauspieler ausspricht, auf den zurückprallen zu lassen, der eben den Schauspieler engagirt hat. Das Object der Kritik als solcher ist der Schauspieler allein, oder vielmehr seine Leistung. Die Kritik kümmert sich nicht um die Motive, die das Engagement veranlaßten, sie klagt nicht an, sie rechtfertigt nicht, sie entschuldigt nicht, sondern sie hält sich rein und einzig an das, was vor ihr Forum gehört, die Kunstleistung. Umgekehrt, wenn die Verwaltung der Kritik anheimfällt, so stehen die Künstler außerhalb der Schranken; oder sie sitzen höchstens auf der Zeugenbank, die Verwaltung sitzt dann aber auf dem Armen-Sünderbänkchen. Dann kommt es nicht darauf an, wie schlecht dieser oder jener Schauspieler sey, sondern wie schlecht die Leitung. In einen solchen Fall aber kann bei uns, d. h. bei'm königlichen Theater, die Kritik nicht kommen. Die Verwaltung als eine gute anerkannt, kommt gar nicht vor ihr Forum. Darum denkt der Kritiker, wenn er einen Künstler tadelt, niemals an die Verwaltung. Es ist ihm gleichgültig, ob diese, als solche, bei ihren Maasregeln im Recht, oder im Halbrecht, oder im Unrecht ist, — er hat mit ihr, weil er sie als gut präsumirt, gar nichts zu thun; — er lobt sie daher auch nicht, — wenigstens ich nicht, denn ich halte solches Lob — *exceptis excipiendis* — für eine Beleidigung, wenigstens für eine lästige, zudringliche Höflichkeit. Tant de bruit — sagen Sie? Sie sollten das nicht sagen! — — Es giebt keine Wahrheit, die auszusprechen unnütz wäre.

(Beschluß folgt.)